

# Maleficus

von Melanie Vogltanz:

## I.

*Wien, im Jahre 1365 unseres Herrn*

Der letzte Hieb ihres Gegners war ihrem Gesicht so nahe gekommen, dass sie geglaubt hatte, den Luftzug des Stahls an ihrer Wange zu spüren. Sie parierte den Schlag mit einem wuchtigen Gegenhieb, der dem anderen beinahe die Waffe aus der Hand prellte, und setzte ihm noch im selben Atemzug nach. Zischend wie eine silberne Schlange züngelte die Klinge nach der Brust des anderen. Diesem, von der unerwarteten Finte überrumpelt, gelang es gerade noch, sich mit einem hastigen Ausfallschritt in Sicherheit zu bringen.

Dabei war er gezwungen, seine Deckung aufzugeben. Sofort registrierte ihr geschultes Auge die Chance. Wie ein fleischgewordener Blitz fuhr sie vor und schlug zu, legte jedes bisschen Kraft, das sie aufzubringen imstande war, in diesen Hieb. Funken sprühten, als ihr Gegner verzweifelt seine Klinge nach oben riss, doch er war zu geschwächt von dem langen, erbitterten Kampf, um die Parade aufrechtzuerhalten. Mit einem schmerzerfüllten Aufschrei ließ er die Waffe fallen und sprang zurück.

Er war ihr schutzlos ausgeliefert.

Unerbittlich hob sie das Schwert und holte zum allerletzten, entscheidenden Schlag aus ...

»Elyssa! Elyssa, um Gottes willen, hör auf!«

Das Entsetzen in der wohlvertrauten Stimme riss sie aus ihrem tranceartigen Zustand. Ihre fließenden Bewegungen stockten, sie strauchelte und geriet aus dem Takt. Im buchstäblich allerletzten Moment gelang es ihr, das Schwert

herumzureißen, sodass der Hieb, der ihren Gegner glatt enthauptet hätte, seine Schulter knapp verfehlte und sich tief in den Stamm einer Esche bohrte, die das Pech gehabt hatte, an der falschen Stelle zu wachsen.

Elyssa ließ den noch immer zitternden Griff des Schwertes los. Irritiert fasste sie sich an die schweißnasse Stirn und zwang ihren nach Bewegung lechzenden Körper zum Verharren.

»Elyssa, hast du den Verstand verloren? Es hätte nicht mehr viel gefehlt und du hättest mich um einen Kopf kürzer gemacht! Was um alles in der Welt *sollte* das?!« Das Gesicht ihres Cousins war kalkweiß. Auch er war in Schweiß gebadet, sein Atem ging keuchend und stoßweise.

Es war nicht das erste Mal, dass Elyssa gemeinsam mit Philipp einige Übungen absolviert hatte, so verausgabte wie in diesem Duell hatten sie sich allerdings noch nie. Für einen Augenblick hatte Elyssa alles um sich herum vergessen, ihr Verstand hatte sich in einen Winkel tief in ihrem Bewusstsein zurückgezogen und der reinen, ungezähmten Kraft ihres Körpers Platz gemacht. Wie ein Berserker hatte sie auf den um einen Kopf größeren Mann eingedroschen und ihn immer weiter in die Defensive gedrängt. Ohne dass Elyssa es bemerkt hatte, war aus dem Spiel bitterer Ernst geworden.

»Ver... verzeih«, stammelte sie verspätet. »Ich weiß auch nicht, was plötzlich in mich gefahren ist. Es tut mir leid.«

»Wenn es anders wäre, wäre ich tief beleidigt.« Philipp zwang sich zu einem Grinsen, doch durch diese unbekümmerte Maske schimmerte noch immer ein Hauch von Schrecken. Er bückte sich nach seinem Schwert, das zwischen ihnen im hohen Gras lag. Es war keine sonderlich wertvolle Waffe: Das Leder, das den Griff zierte, war abgewetzt und farblos, die Klinge stumpf.

»Ich habe dich doch nicht verletzt?«, wollte Elyssa wissen.

»Nur meinen Stolz«, gab Philipp zurück und schob sein Schwert mit einer

resignierten Bewegung in die Scheide. »Obwohl es keine Schande ist, gegen dich zu verlieren. Du hast viel gelernt in den vergangenen Jahren, Cousine.«

»Es gehört nicht viel Können dazu, einen Kaufmann im Duell zu schlagen«, erwiderte Elyssa schnippisch. »Es sei denn, bei der Waffe handelt es sich um einen Abakus.«

»Sehr witzig, Tavernenwirtin«, schnaubte Philipp und zog an ihrer speckigen Schürze, die bereits ihre Mutter getragen hatte, wenn sie tagein, tagaus in der alten Kaschemme Bier und Wein ausgeschenkt hatte. »Dass die Zunft der Gastleute seit vielen Jahrhunderten begnadete Fechtkünstler hervorbringt, muss mir bisher wohl entgangen sein. Nicht zu vergessen das kriegerische Geschlecht der Frauen, das schon seit Menschengedenken uns arme, schwache Männer durch seine Unbarmherzigkeit und Stärke unterdrückt.« Feixend hob er den Saum ihres Kleides an.

Elyssa schlug seine Hand unwillig beiseite. »Lass das!«, zischte sie.

»Was meinst du?« Er hielt sein Grinsen wacker aufrecht.

»Das weißt du sehr gut. Du bist verheiratet, Philipp, und als verheirateter Mann solltest du mir nicht so nahe kommen. Es ist schon schlimm genug, dass wir uns heimlich hier treffen, um uns zu duellieren. Du weißt, dass sich das für eine Frau nicht ziemt.«

»Ich bin keine Frau«, protestierte Philipp.

Elyssa ignorierte den halbherzigen Versuch, die Stimmung zu retten. Als hätte es keine Unterbrechung gegeben, fuhr sie mit erhobener Stimme fort. »Wenn man dich dann auch noch hier so sieht, wie du an meinen Kleidern spielst, kommen schnell Gerüchte auf, und im Handumdrehen kennt mich ganz Wien als deine Mätresse.«

Philipp schnaubte verächtlich. Das Witzereißer war ihm sichtlich vergangen. »Na und? Sollen sie doch reden! Es ist mir vollkommen gleich, was die anderen über

mich denken.« Sein Tonfall wurde etwas sanfter, er strich Elyssa behutsam das ungebändigte Haar zurück. »Du bist wie eine Schwester für mich, Elyssa, und auch böse Zungen können daran nichts ändern. Was geht es uns an, wenn sich die anderen die Mäuler über uns zerreißen?«

Elyssa griff nach seiner Hand, die noch immer über ihr Haar strich, und reichte sie ihm zurück wie ein abgelehntes Geschenk. Um seine Mundwinkel zuckte es verletzt, aber er versuchte nicht noch einmal, sie zu berühren.

»Du sollst ja auch nicht an die anderen denken«, erwiderte sie. »Sondern an mich. Und an Theodor. Wenn ein solches Gerücht die Runde macht, wäre sein Ruf für immer zerstört.«

Theodor war Elyssas und Philipps Großvater, ein greiser, gutmütiger Mann, der die beiden unter seine schützenden Fittiche genommen hatte, als sie noch Kinder gewesen waren.

Philipp wirkte nun eindeutig verstimmt. »Mach dich nicht lächerlich. Wir kommen seit fast zehn Jahren hierher, und bislang hat nie jemand unser Tun beobachtet. Warum sollte sich das jetzt ändern?«

»Weil Dinge sich nun mal ändern«, erwiderte Elyssa, und sie konnte nicht verhindern, dass sich ein bitterer Unterton in ihre Stimme mischte. »Ebenso wie wir. Wir sind keine Kinder mehr, Philipp. Als wir jung waren, waren die geheimen Schwertkämpfe ein Jux, aber mittlerweile sind wir da rausgewachsen. Heute steht weit mehr auf dem Spiel.«

»Was soll das werden, Elyssa?« Philipps Finger tanzten um den Griff seines Schwertes, er wirkte vor den Kopf gestoßen. »Willst du mich wegwerfen wie ein Spielzeug, dessen du überdrüssig geworden bist? Bin ich dir langweilig geworden? Oder zu schwach? Ich bin keine Herausforderung mehr für dich, nicht wahr?«

»Du kannst das nicht verstehen!« Gegen ihren Willen erhob sie ihre Stimme. »Du hast mit fünfzehn diese Kaufmannstochter geheiratet, nachdem du bei ihrem Vater

deine Bilderbuch-Lehre abgeschlossen hattest! Wenn du nach Hause kommst, dann wartet dein braves Frauchen mit Eintopf auf dich und deine drei Kinder himmeln dich an, als wärst du Siegfried persönlich. Zurecht, schließlich kannst du ihre kleinen Bäuche füllen. Dein Leben ist einfach perfekt!«

»Das glaubst du? Du denkst, mein Leben sei perfekt?«

»Aber natürlich! Und während du dich hier mit deiner kleinen Cousine beim Schwertkampf amüsierst, riskiere ich das letzte bisschen Respekt, das man mir noch entgegenbringt. Denkst du etwa, ich tue das hier zu meinem Amusement? Denkst du, das ist zu meinem persönlichen Vergnügen?« Sie deutete vielsagend auf das Schwert, das sie mit voller Wucht in den Baumstamm gerammt hatte. »Im Gegensatz zu dir nehme ich diese Sache ernst, andernfalls würde ich es niemals riskieren, Theodor noch mehr zu schaden. Aber ich sehe, dass du nicht erwachsen werden kannst, dass du die Bedeutung dieser Kämpfe nicht begreifst und sie für ein Spiel hältst. Hast du überhaupt eine Ahnung, in welche Gefahr du mich und unseren Großvater durch deine Dreistigkeit bringst? Als würde er nicht schon genug darunter leiden, dass seine Enkelin unverheiratet ist ...«

Philipp hob die Hände, als wollte er einen Fausthieb abwehren. Seine Mimik war von Zornesfalten zerfurcht. »Nun mal langsam, Elyssa. Ist es meine Schuld, dass du mit zweiundzwanzig noch immer keinen Ehemann hast? Für dich war doch nie einer gut genug! Ich habe Theodor schon oft genug gesagt, dass man dich Sturkopf zu deinem Glück zwingen muss, aber er hat immer nur gelächelt und das Thema gewechselt.«

Elyssas Augen wurden schmal. »Dann bist du also auch der Meinung, dass ich gezähmt gehöre? Ich hätte nie gedacht, dass du die Ansicht der Nachbarschaft teilst, die mich für ein wildes Biest hält, das man in den Kerker der Ehe werfen muss ...«

»Den Kerker der Ehe?«, unterbrach Philipp sie ungläubig. »Hörst du dir eigentlich selbst zu? Bei der Ehe geht es doch nicht darum, jemanden an die Kette zu legen!

Sie ist eine Partnerschaft, eine Lebensgemeinschaft, in der beide Seiten ihr Bestes geben, um das gemeinsame Dasein angenehm zu machen. Sehr angenehm mitunter.«

»Das kannst du leicht sagen, als Mann«, murmelte Elyssa bitter. »Du hast ja keine Ahnung, was es für uns bedeutet, sich einem Kerl auf Gedeih und Verderb auszuliefern. Du hast dir dein Weib ausgesucht wie eine Kuh auf dem Viehmarkt. Stämmige Hüften, von Rasse und von Wert, und daraufhin hast du zugeschlagen. Ob sie etwas für dich empfindet, kann dir eigentlich egal sein, denn unterordnen muss sie sich dir ohnehin.«

Philipp schnaubte zornig und schnitt ihr mit einer ruckartigen Geste das Wort ab. »Ich muss mir das nicht länger anhören! Du bist nur verbittert und neidisch, das ist alles. Mit dir kann man nicht vernünftig diskutieren.«

»Wohin gehst du?« Elyssas Stimme war hoch und schrill.

Philipp wurde nicht langsamer, als er über die Schulter zurückrief: »Fort von dir. Ich brauche mir deine Beleidigungen nicht länger anzuhören.«

»Schön, aber wenn du jetzt gehst, brauchst du nicht mehr zurückzukommen!«, schrie sie ihm nach.

Mit heiß brodelndem Zorn im Magen und zusammengekniffenen Lippen starrte Elyssa ihrem Cousin nach, der bald zwischen den Bäumen des umliegenden Waldes verschwunden war. Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, wirbelte sie mit einem Aufschrei herum und zog ihr Schwert mit einem Ruck aus dem Baumstamm. Sie ließ sich auf den von Moos bewachsenen Boden der Lichtung fallen und hieb die Spitze ihrer Klinge in die weiche Erde. Zähneknirschend vergrub sie das Gesicht zwischen den Händen.

Möglicherweise hatte Philipp recht und sie war tatsächlich neidisch. Es fiel ihr einfach schwer, zu verstehen, wie zwei Menschen, die eine so ähnliche Ausgangssituation gehabt hatten, zwei so unterschiedliche Wege einschlugen

konnten.

Elyssa und Philipp waren beide ohne Eltern aufgewachsen. Als ihre Mutter und ihr Vater der großen Pestwelle zum Opfer fielen, war Elyssa kaum drei Jahre alt gewesen. Die Erinnerungen an die beiden waren mittlerweile verwischt, beinahe vollständig aus ihrem Gedächtnis geschabt vom Radiermesser der Zeit. Sie wusste nicht einmal, wo man sie verscharrt hatte, denn Gräber waren während der großen Epidemie ein Luxus gewesen, den sich nur wohlhabende Familien hatten leisten können. Das einzige klare Bild, das aus Elyssas Unterbewusstsein aufstieg, wann immer sie versuchte, sich an ihre Eltern zu erinnern, war ein von dunkel verfärbten Pestbeulen entstelltes, androgynes Gesicht mit halb geschlossenen Lidern und schlaffem Mund, das ihr als Mädchen oft Albträume verursacht hatte. Ob es zu ihrem Vater, ihrer Mutter oder einem Fremden gehörte, konnte sie nicht sagen.

Mehr als das war ihr von ihrer Kindheit nicht geblieben: das Gesicht des Schwarzen Todes.

Ohne zu zögern, nahm ihr Großvater Theodor Elyssa und ihren älteren Bruder Frederic bei sich auf und behandelte sie wie seine eigenen Kinder. Doch die dunkle Wolke, die ihren Schatten auf ihre Familie warf, hatte sich noch lange nicht verzogen.

Im Alter von sieben machte Frederic allein Besorgungen in der Innenstadt. Es war das erste Mal, dass er sich ohne Begleitung so weit von Zuhause entfernte, und es sollte das letzte sein. Auf dem Rückweg vom Marktplatz wurde er in der hereinbrechenden Abenddämmerung von einem Herumtreiber überrascht, der nach Gold lechzte. Es gab keine Augenzeugen, so behauptete man jedenfalls, aber Elyssa kannte ihren temperamentvollen Bruder und wusste, dass er sich verbissen gegen den Räuber zur Wehr setzte. Wäre es anders gewesen, wäre er möglicherweise mit der bloßen Scham davongekommen, denn viele arme Bürger wurden in diesen kargen Zeiten zu Verzweiflungstaten getrieben, aber nur die wenigsten waren von

Grund auf verdorben. Wenn man ihnen allerdings verwehrte, was sie so dringend brauchten, wurden sie zu Bestien ...

Als man Frederic fand, war sein Fleisch von neun zornigen Messerstichen geteilt. Die Geldkatze hatte man ihm vom Gürtel geschnitten, seine Einkäufe lagen zertrampelt und vom Blut durchtränkt auf dem Kopfsteinpflaster. Im Gegensatz zu seinen Eltern erhielt Frederic eine schlichte christliche Beerdigung, doch das war für Elyssa kein Trost.

Auch Philipps Vergangenheit war von Schicksalsschlägen zerrüttet. Zwei Jahre nach der Ermordung Frederics wurde sein Vater, Elyssas Onkel, bei der Jagd von einem Eber angefallen und schwer verletzt. Er überlebte das Wundfieber nicht. Nach dem Tod ihres Ehemanns weigerte Philipps Mutter sich, ein weiteres Mal zu heiraten, trotz des Spotts, dem das Volk einer Witwe entgegenbringt, die keinen neuen Mann akzeptiert. Nur wenige Monate darauf wurde sie von einem Betrunkenen auf offener Straße belästigt, der lallend um ihre Aufmerksamkeit und die ihrer weiblichen Attribute buhlte. Als die Witwe versuchte, sich ihm zu entziehen, wurde er gewalttätig.

Niemand kam Philipps Mutter zu Hilfe. Sie wurde erst erlöst, als der Zecher sie in seiner Wut versehentlich erwürgte.

Und so wurde auch Philipp bei Theodor aufgenommen, und er lohnte dem alten Mann seine Fürsorge und Liebe, indem er jegliche Erwartungen erfüllte, die man an einen Sohn haben konnte. Im Gegensatz zu Elyssa hatte er keinerlei Schwierigkeiten, sich in die sinnlose Etikette der Gesellschaft zu fügen. Er katzbuckelte gerne vor denen, die mehr wert waren als das schmuddlige Waisenkind, und seine besonnene, respektvolle Art öffnete ihm viele Türen, die seine Abstammung verschlossen gehalten hätte. Ein alter Kaufmann, den der Herr noch mit keinem Sohn gesegnet hatte, nahm Philipp sogar in die Lehre und setzte ihn als seinen Nachfolger ein. Dies war weit mehr, als ein Kind von Philipps Stand

sich erträumen konnte.

Elyssa war da ganz anders. Bereits als Mädchen zeigte sie wenig Interesse daran, eine der zahlreichen Handwerkskünste zu erlernen, die Töchter für gewöhnlich von ihren Müttern mitgegeben bekommen. Stattdessen stahl sie mit sechs einem betrunkenen Soldaten das Schwert, das er achtlos neben sich gelegt hatte, als er im Rinnstein seinen Rausch ausschließ. Während andere Mädchen sich im Haushalt und in der Kunst der Koketterie erprobten, hatte Elyssa sich dem Schwertkampf verschrieben.

Zuerst hatte sie für sich allein geübt, hatte gegen Dornenbüsche und Apfelbäume gekämpft, bis sie Philipp ihr Geheimnis anvertraute. Seit diesem Tag trainierten sie regelmäßig im Geheimen. Sie begannen beide bei null, aber gemeinsam gelang es ihnen, sich einige erstaunliche Fertigkeiten anzueignen.

Für Philipp waren die Duelle nie mehr als Zerstreuung gewesen, aber für Elyssa bedeuteten sie mehr. Sie vermochte nicht genau zu benennen, was es war, das sie zum Schwertkampf zog wie eine Fliege zu einem Topf mit Honig. Alles, was sie sicher wusste, war, dass erst das vertraute Gewicht einer Waffe in ihren Händen sie zu einem vollständigen Ganzen formten. Der geschliffene Stahl verlieh ihr ein Gefühl der Stärke und Sicherheit, nährte in ihr die Hoffnung, dass sie dem Schicksal nicht gänzlich auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war.

Theodor wusste von diesen Beschäftigungen seiner Enkelin selbstverständlich nichts – wahrscheinlich hätte es ihm das Herz gebrochen, wäre es anders gewesen. Elyssa hätte den alten Mann gerne stolz gemacht, und sie tat ihr Bestes, um ihm in der Taverne, die ihre Eltern ihr hinterlassen hatten, zur Hand zu gehen. Doch sich einem der widerwärtigen, stinkenden Stelzböcke hinzugeben, die einen Großteil des männlichen Geschlechts bildeten, brachte sie schlicht nicht über sich.

Das konnte Philipp natürlich nicht verstehen. Für ihn war es nur selbstverständlich, immer die Erwartungen zu erfüllen, die man von außen an ihn

herantrug. Elyssa dagegen war eine Kämpferin. Wenn sie eines Tages das lohnende Ufer erreichen würde, dann nicht deshalb, weil sie sich mit dem Strom hatte treiben lassen, sondern weil sie gegen die Strömung angeschwommen war.

Mit diesem Gedanken im Hinterkopf hob sie den mit frisch gewaschenen Laken gefüllten Weidenkorb, den sie als Tarnung für ihre Waffe benutzte, vom Boden auf. Mit einem letzten, nachdenklichen Blick auf die tiefe Kerbe, die sie in den Stamm der Esche geschlagen hatte, verließ sie die Lichtung und tauchte in das grün schillernde Meer ein, in das die durch die Baumkronen fallenden Sonnenstrahlen den Wald verwandelten.

Als Elyssa die Taverne betrat, wurde sie bereits von Theodor erwartet. Sein schütteres, schneeweißes Greisenhaar war unnatürlich zerzaust, was ihm Ähnlichkeit mit einer übergroßen Schleiereule verlieh.

»Kind«, begann er hastig, »wo warst du nur so lange? Die frischen Laken werden dringend gebraucht. Wir haben einen neuen Gast, und das einzige Zimmer, das noch frei ist, hat gestern ein grässlicher Trunkenbold belegt. So etwas kann ich dem guten Mann nicht zumuten.«

Er machte Anstalten, Elyssa den Korb abzunehmen. Hastig winkte sie ab. »Ich erledige das schon.«

Theodor lächelte. »Danke, Liebes. Du musst meine Hast entschuldigen, aber du warst heute wirklich ungewöhnlich lange fort.« Erst jetzt betrachtete er Elyssa eingehender. »Ist etwas vorgefallen?«, fragte er ehrlich besorgt. »Du wirkst so bedrückt.«

»Es ist alles in bester Ordnung«, sagte Elyssa, was selbst in ihren eigenen Ohren lächerlich klang. »Als ich am Fluss war, habe ich zufällig Philipp getroffen. Wir haben uns unterhalten, und ich muss wohl die Zeit vergessen haben.«

»Ich verstehe«, nickte Theodor. Und Elyssa zweifelte keinen Moment daran, dass

er das wirklich tat.

»Wer ist denn nun der edle Gast?«, wechselte Elyssa das Thema.

»Wie kommst du darauf, dass er edel ist?«

»Weil du dir wegen eines einfachen Landstreichers nicht solche Umstände machen würdest.«

»War das so offensichtlich?«, fragte Theodor sichtlich belustigt. »Ja, du hast recht, wir haben in der Tat einen außerordentlichen Gast. Einen Dominikaner auf Pilgerreise, der uns mit seiner Anwesenheit beehrt.«

»Ein Pfaffe?«, entfuhr es Elyssa.

»Nicht so laut, du lieber Himmel!«, zischte Theodor erschrocken. Seine Sorge war jedoch unbegründet. Keiner der Gäste schenkte ihnen auch nur einen flüchtigen Blick.

»Du willst doch nicht, dass dich jemand so über die Kirche sprechen hört. Gerüchte sind schnell in die Welt gesetzt, und sobald dir ein gewisser Ruf anhaftet ...«

»Werde ich ihn nie wieder los, ich weiß«, unterbrach Elyssa ihn. »Ich werde mich in Zukunft besser beherrschen. Aber du weißt genau, wie ich zu solchen ... Menschen stehe.«

Das merkliche Zögern in ihren Worten war Theodor nicht entgangen, doch